



„Eure Kinder sind nicht Eure Kinder.“

(Predigt über Lukas 2,41-52 in St. Marien, Osnabrück am 4.1.2015)

Liebe Gemeinde,

mit Handy wäre das nicht passiert! Wer heute als Zwölfjähriger im Gewühl einer Großveranstaltung verloren geht, greift zum Mobilfunkgerät und nach wenigen Minuten ist ein Treffpunkt mit den Eltern verabredet. „Alles gut, wir sehen uns gleich, viel Spaß weiterhin!“ Fluch und Segen der Technik. Jederzeit erreichbar, das nervt auch die Jugendlichen manchmal: „Musstest du mir eigentlich die Whatsapp schicken, wann ich nach Hause komme? Du weißt gar nicht wie peinlich das ist!“

Umgekehrt, der schnelle kostenlose Anruf: „Wo steckst du, kann dich nicht finden!“ Oder die Bitte mitten in der Nacht: „Kannst du mich abholen, habe den letzten Bus verpasst.“

Mit Handy hätte Lukas diese Geschichte aus der Kindheit Jesu, die wir als Evangelium eben gehört haben, nicht erzählen können. Es ist übrigens die einzige Kindheitsgeschichte Jesu in der Bibel. Sie ist aber mehr als nur eine Anekdote aus dem Leben Jesu, die sich zufällig im Neuen Testament verloren hat.

Was der Evangelist hier erzählt, spielt sich auf mindestens zwei Ebenen ab. Jesus und seine Eltern, vor allem seine Mutter – der Vater, Josef, ist wieder einmal nur der ganz Passive. Wie schon bei der Geburtsgeschichte des Lukas schaut er lediglich zu. Väter – wie sie leider bis heute in den frühen Jahren der Kinder kaum vorkommen. Nicht in den KITAS und kaum in der Grundschule.

Es geht also in dieser Legende um die Beziehung Jesu zu seinen Eltern. Es geht aber auch um die Beziehung Jesu zu Gott, seinem Vater im Himmel. Wahrer Mensch und wahrer Gott, so bekennen wir von diesem Jesus und das spiegelt sich auch in dieser Erzählung des Evangelisten wieder.

Bleiben wir zunächst bei der **zwischenmenschlichen Beziehung**:

Sind Ihre Kinder wieder auf dem Weg? Über Weihnachten waren sie sicher Zuhause. Jetzt haben sie ihre Sachen gepackt oder sind bereits abgereist. Vielleicht sind sie aber auch gar nicht gekommen oder sie sind anders gekommen, als wir es erwartet hatten. Die Jugendlichen, die erwachsen werdenden Kinder sind mit anderem beschäftigt, als mit dem, was uns – die Elterngeneration – so umtreibt.

Maria erlebt das genauso. Der pubertierende Jesus ist nicht da, wo er sein sollte. Sie findet ihn nicht an der Hand des Vaters und beide finden ihn nicht bei den Verwandten, die mit ihnen unterwegs sind. Jesus ist anders, als sie sich das vorstellt. Er verweigert sich dem elterlichen Willen, geht eigene Wege. „Ich muss...“ heißt Jesu Antwort auf die Besorgnis der Eltern ganz schroff. Die Jugendlichen leben zwar noch im Haus der Eltern, wohnen aber

schon virtuell in einem anderen Haus, in dem ihrer Zukunft. „*Ich muss in dem sein, was meines Vaters ist...*“ (49)

Das strengt an, Eltern und Kinder. Der arabische Dichter Khalil Gibran schreibt zu Beginn des 20. Jahrhunderts:

„Eure Kinder sind nicht eure Kinder.
Sie sind die Söhne und Töchter der Sehnsucht des Lebens nach sich selber.
Sie kommen durch euch, aber nicht von euch,
Und obwohl sie mit euch sind, gehören sie euch doch nicht.
Ihr dürft ihnen eure Liebe geben, aber nicht eure Gedanken,
Denn sie haben ihre eigenen Gedanken.
Ihr dürft ihren Körpern ein Haus geben, aber nicht ihren Seelen,
Denn ihre Seelen wohnen im Haus von morgen, das ihr nicht besuchen könnt, nicht einmal in euren Träumen.
Ihr dürft euch bemühen, wie sie zu sein, aber versucht nicht, sie euch ähnlich zu machen.
Denn das Leben läuft nicht rückwärts, noch verweilt es im Gestern.
Ihr seid die Bogen, von denen eure Kinder als lebende Pfeile ausgeschiedt werden.
Der Schütze sieht das Ziel auf dem Pfad der Unendlichkeit,
und Er spannt euch mit Seiner Macht, damit seine Pfeile schnell und weit fliegen.
Lasst euren Bogen von der Hand des Schützen auf Freude gerichtet sein;
Denn so wie Er den Pfeil liebt, der fliegt, so liebt er auch den Bogen, der fest ist.“

(Khalil Gibran, arabischer Dichter, 1883-1931

Quelle: http://gedichte-lyrik-poesie.de/Khalil_Gibran_Von_den_Kindern/index.html)

Was für eine Perspektive für den Umgang mit den eigenen Kindern. Eine Perspektive, die weit über die Zeit der Pubertät hinausragt. Wie oft geht es den Marien und Josefs unserer Tage so, wie der Mutter und dem Vater Jesu, von denen Lukas sagt: „*Und sie verstanden das Wort nicht, das er zu ihnen sagte.*“ (50) „Ihr dürft ihnen eure Liebe geben, aber nicht eure Gedanken.“ (s.o.) „Kinder haben ein Recht auf den eigenen Tag und auf ein eigenes Leben...“ (Janusz Korczak)

Und so steckt in manchem Konflikt von Eltern mit ihren Heranwachsenden auch die Verarbeitung der eigenen nicht gelebten Lebenshäuser. Der Zukunft, die die Jugend noch vor sich hat und die man selbst bislang nicht erreicht und wohl auch kaum je erreichen wird. „Wehmütig grüßt der, der ich bin, den, der ich sein möchte.“ (Sören Kierkegaard).

In der Auseinandersetzung mit meinen heranwachsenden Kindern setze ich mich stets auch mit meinen Lebensperspektiven auseinander, die ich nicht zu leben im Stande gewesen bin. Der Jahreswechsel ist eine Gelegenheit, diese Auseinandersetzung bewusst zu führen. „Wo bin ich gelandet? Will ich dort bleiben? Habe ich den Weg, den ich einst gehen wollte, aus den Augen verloren und mich mit dem, wie es nun einmal ist, abgefunden?“ (H. Petsch in: PSt 2014/2015, S. 104f.) „*Maria behielt alle diese Worte in ihrem Herzen...*“, bilanziert Lukas (51).

Ein Satz, der sich übrigens so auch in der Weihnachtsgeschichte findet. Haben Sie es noch im Ohr? Als das mit den Engeln und den Hirten zuende war, heißt es von der Mutter Jesu, dass sie die Worte in ihrem Herzen behielt und bewegte. Griechisch steht dort das Wort für „zusammensetzen“. Maria setzt das Geschehene wie ein Puzzle zusammen. Stück für Stück mit Geduld, Ruhe und Besonnenheit.

Eine wahrhaft elterliche Aufgabe. Aber auch eine Aufgabe für uns alle. Hinzuhören, hinzuschauen und zusammenzusetzen, was wir auf unseren Lebenswegen erlebt und erfahren haben. Oft fügt es sich zu einem großen stimmigen Bild. Die Auseinandersetzung mit der nachfolgenden Generation, mit eigenen Kindern oder den jungen Menschen, die ich heranwachsen sehe, die Auseinandersetzung mit ihnen lässt meinen Lebensweg in neuem Licht erscheinen.

„Vielleicht wird es Zeit, diesen Weg wieder neu zu suchen und zu finden. Dann gilt es, den Ruf ins Leben, zum vollen Leben, zum Leben in der Fülle unter den Augen Gottes zu hören. Das neue Jahr kann wie eine Entdeckungsreise dorthin sein.“ (Petsch, aaO.)

Und damit bin ich bei der zweiten Dimension dieses Textes. Es geht dem Evangelisten natürlich nicht nur und schon gar nicht zuerst um eine zwischenmenschliche Beziehung, die er schildern will. Die Geschichte vom zwölfjährigen Jesus im Tempel ist eine Aussage über **Jesu Beziehung zu seinem himmlischen Vater**, zu Gott.

Wohin gehört der Mensch? Ich muss sein in dem, „*was meines Vaters ist.*“ (49) Hier klingt schon früh in der Kindheit Jesu das heilsgeschichtliche „Muss“ der Passion an. „*Der Menschensohn muss viel leiden...*“ wird es später heißen (Lk 9,22). Jesus gehört in den Willens- und Machtbereich Gottes. Lukas zeichnet nicht nur den gut dreißigjährigen Mann am Ende seines Lebens als einen Menschen im Heils-Plan Gottes für seine Welt. Nein, schon zu Beginn des Lebens gehört Jesus ganz zu seinem Vater im Himmel. Er kann nicht anders als ihm zu gehorchen – gehorsam bis in den Tod, so deuten es die frühen neutestamentlichen Schriften.

Dieses „bei Gott sein“ heißt aber nichts anderes als im Tempel oder unter der Thora, dem Wort Gottes stehen. Der Mensch, Jesus von Nazareth, mit all seinen menschlichen Zügen, steht unter Gottes Wort. Er ist eben wahrer Mensch und wahrer Gott, in dem er den Willen seines Vaters erfüllt. „*Nicht mein, sondern dein Wille geschehe...*“ (Lk 22,42) Diese Bitte des Vaterunser wird für den vom Tod bedrohten Mann im Garten Gethsemane bitterer Ernst.

Während Maria auf der Grundlage des Elterngelobtes – „*Du sollst Vater und Mutter ehren*“ – dem Zwölfjährigen Vorhaltungen macht, antwortet Jesus mit dem ersten Gebot: „*Ich bin der Herr dein Gott, du sollst keine anderen Götter haben neben mir.*“ Diesen radikalen Anspruch lebt Jesus, wenn er davon spricht, bei seinem Vater sein zu müssen.

Was für Jesus gilt, gilt in seiner Nachfolge für jeden von uns. Die doppelte Zugehörigkeit zu Gott und zu den Menschen. Wohin gehört der Mensch? In den Bereich Gottes, des Schöpfers Himmels und der Erde. Unter sein Wort, das Fleisch geworden ist. Und wie bei Jesus gilt auch für uns, die Christinnen und Christen: Wenn ich ganz bei dem Menschen bin, bin ich bei Gott. Und umgekehrt, wenn ich ganz bei Gott bin, bin ich beim Menschen. Indem Jesus den göttlichen Plan erfüllt, dient er dem Menschen.

Wie hieß es vorhin in dem Text:

„Der Schütze sieht das Ziel auf dem Pfad der Unendlichkeit, und Er spannt euch mit Seiner Macht, damit seine Pfeile schnell und weit fliegen.

Lasst euren Bogen von der Hand des Schützen auf Freude gerichtet sein; Denn so wie Er den Pfeil liebt, der fliegt, so liebt er auch den Bogen, der fest ist.“

Pfeil und Bogen, Eltern und ihre Kinder, die ältere Generation und die Jungen, sind geliebt von dem, der den Bogen hält und den Pfeil fliegen lässt. In der Nähe Gottes leben heißt fest zu stehen und zugleich zu fliegen auf das Ziel der Freude.

Damit, liebe Gemeinde, wird diese Anfangsgeschichte aus dem Leben Jesu für mich zu einer Anfangsgeschichte dieses neuen Jahres. Von der Hand des Schützen, will ich meinen Lebens-Bogen auf Freude gerichtet sein lassen. Zum Lob Gottes – wie es die Jahreslosung ausdrückt – nehme ich den anderen an (Röm 15,7). Den, der mir anvertraut ist, als Pfeil, den ich liebe. Und den Fremden, der zu mir kommt und mich selbst vergesse ich dabei nicht.

„Und er ging mit ihnen hinab und kam nach Nazareth und war ihnen untertan.“ (51) Die pubertäre Auseinandersetzung zwischen Mutter und Sohn, endet mit dem gemeinsamen Weg nach Hause. So wie der Pfeil sein Ziel finden wird. So wie die junge Generation von heute ankommen wird. Es ist an uns, ob wir im Vertrauen auf den, der den Bogen hält, loslassen können.

Amen